

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Woas, Franz: Ein Glas Milch

urn:nbn:de:bsz:31-62042

ebnete. Ebnet . . . ? Es wäre ganz Wurscht, wenn er der Diesel den Willen ließe und diesem . . . diesem Gangerl und ihr den vorderen Dornerhof als Heiratsgut gäbe. So käme die Sache auf irgendeine Weise wieder an den Buben des . . . Wolfen, und . . . das wäre mehr wie recht, hat dieser Haberlump gesagt, dieser Kuperl. Ja, eh' ganz Wurscht.

Und bei Gelegenheit läßt er solches verlauten.

Die zwei Weiberleute schauen ihn groß und klein an wie . . . eben einen, dessen Kopf ein bißel zwiespältig geworden. Zuerst so widersträuben und nachher selbst den Antrag machen!

„Es wird alles wieder recht werden,“ sucht ihn die Diesel zu trösten, aber er nickt so dazu, daß man es für eine gerade Verneinung nehmen kann. Wenn es nicht anders geht, wird es nimmer recht . . . die Buben! Und wenn er so sinnt, daß es möglicherweise doch eine Heimzahlung sein könnte, eine . . . Vergeltung seines Fehlens!

Oftmals wird ihm so, als sollte er sich selber an's Leben tasten und selbst den Richter machen, und gleich darauf lacht er wieder hell auf wie ein völlig Irreer. Es kann unmöglich eine Sünde geben, wenn diese Menschenmörderei keine ist, und von keiner Seite hört eins einen Tadel darüber. Heldentaten, sonst gibt es nichts, weil die Großen dieses Morden wollen. Nein, es kann keine Sünde geben, und er . . . hat auch keine begangen. Wenn der Herrgott gerecht ist, muß er auch ihm durchgehen lassen, was für die Großen erlaubt ist. Trotzdem aber will er ebenen, was er noch ebenen kann: das Dirndl soll seinen Willen haben, und das Höfel soll wieder an den Buben des . . . Wolfen kommen, des Nachbarn, der ihn . . . so viel geirrt.

Und nachher: Wie Gott will! Wenn das nicht recht ist, was er getan, nachher soll und darf aber auch nicht recht sein, was heute die Großen tun und für Elend stiften.

Das ist noch sein Trost und seine Tröstung bei all seiner Schuld und in seinem Elende. Buße? . . . Und wieder muß er auflachen wie einer, dem der Verstand in die Brüche gegangen.

So sinnt und strubelt er dahin und sorgt und trinkt sich, bis wirklich einmal eine Zeit kommt, wo er sich als gemachter Narr zeigt und gibt, und wo nichts mehr anzufangen ist mit ihm.

Die Leute sagen und mutmaßen, daß ihn der Verlust zweier Buben in ein anderes Geleise gedrängt, und kein Mensch hat einen Argwohn, was noch auf sein Sinnen und auf sein Wesen gedrückt, bis er unter dessen Schwere zusammengebrochen: die Schuld, die sich so lange Jahre hat geduldig zur Seite schieben lassen und beinahe eingeschlafen ist mit ihrem Mahnen und Erinnern, mit ihrem Beißen und ihrem Drücken



Ein Glas Milch.

Von
Franz Boas
Wiesbaden.

as kleine Seitental hinauf stieg langsam ein Mann, ein Feldgrauer. Am Stocke ging er, und das eine

Bein schleppte er ein wenig nach.

Ob und zu blieb er stehen, hob den Kopf und schaute nach den Bergen auf, wie sie rechts und links den plätschernden Bach begleiteten.

Wie schön waren auch diese Berge in dem frischen Frühlingsgrün! Die Tannen zwar waren noch winterlich grau und dunkel; aber wo zwischen ihnen die Birken und Buchen zusammenstanden, da leuchtete in breiten Flecken und langen Streifen um so heller das neue Grün heraus; und hie und da setzte noch ein Obstbaum mit seiner weißen Krone diesem lebenden Teppichmuster ein besonderes Licht auf.

Der Mann hatte die Mütze abgenommen, diese alte graue, verdrückte und zerknüllte Feldmütze mit schon stark eingebrochenem Sturmriemen und rissigem Schild; mit der linken Hand fuhr er sich durch das schon etwas spärliche Kopfhaar.

„Schön bist und bleibst du doch einmal, deutscher Wald!“ So sprach er für sich hin. „Ihr Menschen wißt ja gar nicht, was es heißt, daß euch der Wald dort verblieben ist, — unangerührt, unverlezt. Da den' einer an den Argonnenwald, an die Wälder an der Somme und der Aisne!“

Des Mannes Augen weiteten sich und mit Lust und Freude gingen sie über die Landschaft. Auch nach rückwärts wandten sich seine Blicke; sie hafteten an dem spitzen Kegel, der sich weitab im Haupttal erhob. Mochte das Seitental auch seine Krümmungen machen, rechts oder links, sanft oder scharf, — immer blieb doch dieser Kegel zu sehen. Ja, je höher es dies Seitental hinanging, desto höher, und auch schärfer anscheinend, hob sich der Kegel von dorthen auf. Es war, als wollte er die Menschen hier durchaus dazu zwingen, daß sie in einem Währen nur immer nach ihm schauten; und als ein besonderes Wahrzeichen streckte er obenein, einem scharf erhobenen Finger gleich, ein kantiges, spitzes Gemäuer hoch in den Himmel hinein.

Aber die Menschen hier in dem Tälchen scherten sich trotzdem darum weiter nicht. Als der Feldgrauer seines Weges weiterging, traf er den und jenen; aber daß einer wohl einmal

dort nach dem Finger geschaut hätte, — nein, wahrhaftig nicht!

Auch ein Fuhrwerk kam das Tal herab, ein Gespann Kühe vor einem hochbeladenen Wagen mit Langholz. Ein Russe in der seltsamen Gefangenenuniform führte die Zügel, und geduldig folgten die Kühe dem Zuruf des Mannes, so sonderbar ihnen wohl auch die fremden Laute in den Ohren klingen mochten.

Erst ein großes Stück hintennach trottete der Bauer selbst, der zu dem Gefährt gehörte. Alt und grau, gebückt und kurzatmig, brachte er sich kaum mehr vorwärts; aber seine Augen hingen währenddem unausgesetzt an dem Gespann, daß auf dem steilen Abwege das Tal hinunter nur kein Unglück vorkäme! Und auch an dem Langholz hingen des Bauern Augen, an dieser Last frischgeschälter und vom Bast befreiter Stämme, wohl gut an die dreißig Schritt lang! Wie eine Handvoll mächtig großer Kerzen, so schnurgerade und wohlgerundet lagen sie auf dem Vorder- und dem Hinterwagen auf, mit starken Ketten fest zusammengehalten.

Der Weg war eng; hatte nur eine einzige Spur. Da hieß es also für den Feldgrauen: ausgewichen! Er trat auch zur Seite; trat auf den erhöhten Wegrand, um den Wagen vorbeizulassen. Der Russe nahm die Zügel in die linke Hand, legte die rechte an den breiten Schirm seiner Mütze und grüßte ernstem Auge, respektvoll, wie einem Offizier das zukommt. Auch als dann weiterhin der Bauer herzukam, grüßte der den Feldgrauen mit einem „Grüß Gott!“, und dann hielt er ein wenig inne im Gehen, als wollte er dem Feldgrauen etwas sagen... Wißte wohl aber nicht recht was. Und so hob dafür der Feldgrau an: „Schönes Holz — das!“ und zeigte darauf hin.

Der alte Bauer nickte nur dazu, kaum daß er „jo, jo“ herausbrachte.

„Das gibt jetzt ein schön Stück Geld,“ fuhr der andere fort und lachte freundlich dazu.

Erst leuchteten des Bauern Augen nun doch etwas auf; dann aber gingen gleich wieder Müdigkeit, Aergerniß und Mißmut über sein Gesicht; unsicher sah er den Feldgrauen an, als ob der wunder was im Schilde führe mit seiner harmlosen Rede.

„Es ist kein Geschäft nicht,“ sagte er mürrisch; „kostet einen auch doppelt und dreifach wie vordem.“

Der Feldgrau lachte auf, hob die Hand und drohte ein wenig mit dem Finger. Dann zog er seines Weges weiter und brummte sich wohl dies und das in den Bart.

Die Sonne war inzwischen vollends frei von Wolken geworden, ungewohnt heiß brannte sie jetzt hernieder. Es war, als dürstete den Wanderer. Er schaute nach den Höfen aus; aber diese lagen alle so weit ab von der Straße, es

war zudem ein so steiler Weg bis zu ihnen hinauf. So setzte er den Weg fort, bis er unversehens auf einen Hof stieß, der nur einige Schritte von der Straße ab und wenig erhöht lag.

Da hinein! Um ein Glas Milch angesprochen! Ein stattlicher Hof. Das Haus alt, uralte; die feste, wie hellgrüner Samt schimmernde Moosdecke auf dem mächtigen Dache läßt das ahnen, und über dem Kellereingang steht zu-



Der Russe grüßte ernstem Auge.

dem, scharf in den Stein geritzt, eine Jahreszahl, woran wenigstens vorn die eins und weiter eine sieben noch deutlich zu erkennen sind. Viele kleine, aber schmucke Fenster: hellweiß die Rahmen gestrichen, mit grünen Läden; in jeden ein Herz sauber hineingeschnitten. Ein offener Gang läuft beinahe um die ganze Vorderseite des Hauptstockwerks herum; eine Treppe führt von außen in die Höhe.

Gleich vorn der lange und breite Steintrog, wo hinein das frische Bergwasser ständig und reichlich niederplätschert. Eben mag das Vieh hier getränkt worden sein. Das letzte der vier oder fünf Häupter davon schiebt sich gerade durch die Stalltür, leicht angetrieben von der Berte eines halbwüchßigen Buben, der mit einer feldgrauen Infanteriemütze auf dem Kopf sich neugierig umschaut nach dem Fremden, wie der jetzt herzutritt.

Die alte Frau aber, die am Brunnentrog mit einem großen Korbe voll mächtig großer, weißgelber Rüben sehr kräftig umgeht, kümmerst sich um den Feldgrauen so gut wie gar nicht. Gebückt, wie sie an den Rüben arbeitet, wirft sie ihm nur von unten her so einen halbem

Blick hin. Hat sie ihm wirklich den Grufz erwidert oder nur so etwas vor sich hingemurmelt?

Fremdlich fragt der Fremde aber doch weiter, den Zeigefinger der rechten Hand leicht an den Mützenchirm haltend: „Entschuldigen Sie, könnte ich von Ihnen wohl ein Glas Milch bekommen?“

Da fährt die Frau stracks in die Höhe, wendet sich dem Fragenden zu, hebt beide Arme erregt auf und bringt unwirsch heraus: „Milch! — Herr Gott im Himmel! — Die da drin in der Stadt nehmen einem ja alles weg, bis auf den letzten Tropfen!“

Der Feldgrau, nicht wenig verduzt von so barscher Rede, läßt gleich den Finger vom Mützenrande los. Beide sehen einander jetzt erst so recht ins Gesicht: er in das alte verarbeitete, graubraune, mit unzähligen Runzeln durchzogene der Frau; sie in das noch jugendfrische des Mannes, aus dem ihr ein Paar Augen entgegenleuchten, — Augen, die in ihrem stählernen Glanze von ganzen Wundern zu sprechen meinen, und von Wundern, die sie erst jüngstens, erst gestern und vorgestern gesehen, ja mit voller Seele erlebt hätten . . . und es geht wahrhaftig davon etwas über in die Frau, es muß übergehen — aber hart bleibt sie dennoch, will nichts zurücknehmen von dem, was sie einmal gesagt. Nein, das ist einmal so und bleibt einmal so. Sie zuckt die Achseln: „Ich kann wirklich nichts geben,“ sagt sie.

„Dem nicht!“ erwidert der Feldgrau und wendet sich zum Gehen.

„Die Herren, die in der Stadt sind,“ setzt die Alte dann noch zu, „die meinen es in der Seele schlecht mit uns Bauern. Die Gendarmen schicken sie uns auf den Buckel. Ach, was für eine gottsjämmerliche Zeit! So was hat's ja nicht gegeben für unsereinen seit Menschengebunden.“

Da wendet sich der Feldgrau rasch wieder zurück; sein Blick hat eben jenen spitzen Bergkegel gestreift, der aus dem Tale herauf bis hierher deutlich sichtbar ist mit seinem drohenden Finger, dem alten gesprengten Turmgemäuer . . .

„Wie?“ sagt er ernst; „so schlimme Zeiten hätte es für Sie noch nicht gegeben! So! Nun, danken Sie Gott, Frau, daß es nicht schlimmer gekommen ist. Sehen Sie doch einmal die Ruine da. Sagt Ihnen die Ruine dort nichts?“

Mit seinem Stocke wies er hin auf den Berg. Die Alte schaute sich erst gar nicht um darnach. „Das alte Ding da!“ knurrte sie; „was geht uns das an! Seit der Ewigkeit steht es so.“

„Da sind Sie aber im Irrtum, Frau. Wissen Sie, wie lange das dort in Trümmern steht? Nicht viel länger als zweihundert Jahre. Und wissen Sie, was das vorher war? Ein stolzes Schloß, in dem ein edles Geschlecht so und so

lange glücklich gewesen und seinerseits ringsum alles glücklich zu machen gesucht hat. Wissen Sie, wer das Schloß verbrannt, zerstört hat, den Schloßherrn umgebracht? Alle Familienglieder verjagt? Und nicht etwa in offenen ehrlichen Kriege, sondern von heute auf morgen, mitten im Frieden!“

Die Frau schüttelte nur den Kopf zu alledem und sah den Sprechenden verständnislos an. Der aber, in Eifer und Feuer geraten, fuhr fort — und nun leuchteten seine Augen erst recht auf in ihrem stählernen Glanze —: „Die das taten, Frau, das waren ganz dieselben, mit denen wir heute wieder zu tun bekommen haben, mit denen wir nun schon die langen Jahre über ringen . . .“

Dabei reckte er sich an dem Stocke auf, den er trug, die Brust hob sich ihm, alle Glieder wurden ihm straff. Groß sah die Frau ihn an.

„Von mir waren auch zwei dabei,“ sagte sie, und das kam jetzt in ganz anderem Tone heraus . . .

„Nun, sehen Sie wohl! Danken Sie dem Schöpfer, daß das heute alles anders gekommen ist; daß die Bande von drüben her hier nicht einbrach; daß sie Ihnen nicht Haus und Hof in Brand legte; daß sie Ihnen den Wald da nicht niederlegte mit ihren Brandgranaten. Wie schön steht Ihr Wald jetzt da! Euer Holz schlägt Ihr wie nur je. Auf den Feldern grünt und sprießt es. Zum drittenmale bringt Ihr in voller Sicherheit die Ernte herein, — und da haben Sie den Mut und sagen: so elende Zeiten hätte es noch nie gegeben? Sie haben wirkliches Glend noch nicht kennen gelernt, Frau. Sonst, weiß Gott, sprächen Sie anders.“

„Nun, nun,“ erwiderte die Alte jetzt; „so war das gerade auch nicht gemeint.“

Sie bückte sich zu dem Wassertrog nieder, tauchte die Hände ein, trocknete sie an der Schürze ab und wollte nach dem Hause hingehen. Vielleicht daß sie nun doch bereit war, den Wunsch des Feldgrauen zu erfüllen . . .

Der aber tat nach der langen, erregten Rede einen tiefen Atemzug, legte den Finger wieder an die Mühe und wandte sich, um davonzugehen. —

Während die beiden noch redeten, war oben in dem offenen Gange jemand Drittes unbeachtet herzugetreten, von dem lauten Zwiegespräche angezogen, das sich ja beinahe anhörte wie ein Bank; eine noch junge, kräftige Frau, aber mit schmalem, blassem Gesichte. Leicht über das braune Holzgeländer des offenen Umganges gelehnt, hörte sie ein Weilchen aufmerksam dem Hin und Her der beiden andern zu. Dann war sie plötzlich wieder im Hause verschwunden.

Als nun der Feldgrau, seinen Weg fortsetzend, und dazu um das Haus herumbiegend,

sich eben dem Walde zuwenden wollte, der ihn mit seinen duftenden Tannenzweigen wohl gütiger aufnehmen mochte als die Menschen hier, da trat ihm die junge Bäuerin hart an der Ecke entgegen: ein großes, bis an den Rand gefülltes Glas Milch hielt sie hin, wie frisch vom Melken gekommen; noch stand ja der Schaum darauf.

Sie hielt das Glas hin, — wortlos; aber die Augen sprachen, — die großen, klugen, guten Augen . . .

Auch der Fremde fand vor Ueberraschung keine Worte; nahm aber das Glas und trank und trank.

„Sie müssen das der Mutter nicht übelnehmen,“ begann die junge Frau jetzt; „sie ist halt schon ein wenig wunderbar; ach, und schwer ist die Zeit doch . . .“

Der Feldgrau sah der Frau ins Gesicht; tiefe Trauer lag darin. Ahnendes Mitleid stieg in ihm auf und fragend blickte er sie an.

„Sie meinte,“ begann er, „sie hätte auch zwei dabei gehabt . . .“

Da stiegen helle Tränen der Frau in die schönen Augen, und schluchzend brachte sie heraus: „Der eine — was mein Schwager — der ist gefallen . . .“ Nun stockte sie, schluchzte . . .

„Und der andere?“

„Ach Gott, ach Gott!“ jammerte jetzt die Frau laut auf; „das war ja den nämlichen Tag; da wurde mein Mann verwundet und gleich so schlimm, — ach so schlimm. Beide waren bei derselben Kompagnie, der vierten; an der Somme war das, just am letzten Gründonnerstag. Es muß was ganz Schreckliches gewesen sein.“

Der Feldgrau horchte auf.

„Am Gründonnerstag? Zwei Brüder?“ fragte er kurz. „Hundertzwölfer?“

Die Frau nickte nur dazu.

„Ja freilich,“ fuhr der andere fort. „Das war ein schwerer Tag.“ Sinnend schaute er drein. „Aber wie schön auch! Ha!“

„Waren Sie denn auch dabei?“ fragte die Frau rasch und lebendig.

Jetzt nickte wieder nur der Feldgrau.

„Ach, da erzählen Sie doch, wie alles gewesen ist. So recht weiß ich's halt noch gar nicht vom Frieder, weil er eben so ganz richtig noch nicht schreiben kann.“

„Was ist da viel zu erzählen,“ hob der andere zögernd an. „Wir hatten Befehl, vorzugehen, — und so gingen wir eben vor. Wie wir aber drüben waren, und eben dabei uns etwas einzurichten, da kamen die Kerle wieder, und jetzt gleich in solcher Masse, daß wir zurück mußten, ob wir nun wollten oder nicht. Und bei dem Zurück ist wohl der eine von den beiden Brüdern gefallen, er war gleich tot, und keine dreißig Schritt weiter fiel dann auch der andere;

aber der war nicht tot; nur mitzunehmen war er nicht. So kroch er in ein Granatloch hinein und blieb da, bis wir ihn holten, — in der Nacht darauf nämlich. Zur Nachtzeit läßt sich so etwas allem zum Trost ganz gut machen; und der Mann war's ja auch wert.“

Weit tat die Frau ihre Augen auf zu dem Berichte, und die Hände schlug sie zusammen vor der Brust: „Ganz so, ganz so ähnlich hat er's ja auch geschrieben. Aber so sag' mir einer: Woher wissen Sie das nur? Wissen gerade Sie das alles so genau? Ich meine gar, Sie kennen ihn? Nicht wahr, er ist ein braver, guter Mensch? Ach, wie geht es ihm denn? Kann er denn schon wieder richtig laufen auf beiden Beinen? Erzählen Sie mir doch! Kommen Sie herein in die Stube! Wir geben Ihnen ja zu essen und zu trinken, was Sie nur wollen . . .“

Stürmisch ging so Sagen und Fragen weiter. Der Feldgrau kam gar nicht dazu, etwas zu erwidern, — und konnte es auch nicht, Mitleid und Rührung hielten ihm die Zunge im Bann.



„Jetzt weiß ich, wer Sie sind,“ so sagte sie ihm nun beinahe an.

Von all dem erschöpft, hielt auch die Frau endlich im Reden inne. Tief atmete sie auf und sah nur in einem Fort den Feldgrauen an.

„Wer sind Sie denn nun eigentlich?“ drang sie weiter in ihn. „Ein Unteroffizier sind Sie doch nicht. O, das seh' ich schon. Ein Offizier werden Sie sein . . .“

Mit einemmale hielt sie wieder inne. Wie

versteinert stand sie jetzt. Es war, als sähe sie von dem Manne weg, durch ihn durch bis auf das Feld hinaus, wo das Schreckliche geschahen.

„Jetzt weiß ich, wer Sie sind,“ so schrie sie ihn nun beinahe an. „Sein Hauptmann sind Sie! Der hat ihn ja herausgeholt in der Nacht, aus dem Loch, wo der arme Mensch lag. Das hat er uns selbst geschrieben. Wart, gleich hol' ich den Brief, — und dann — der Mutter will ich's nur gleich sagen gehen! Ja, die Mutter, die muß wissen, daß Sie das sind! Was sie immer schimpft! Will es einmal nicht glauben, daß es so Menschen noch gibt, die dergleichen tun, — rein um nichts und nichts willen, und der Frieder hätte' das halt nur so geschrieben, meinte sie . . .“

Rasch wandte sie sich, um ins Haus zurückzulaufen.

Der Feldgrabe aber, bei all dem erregten Hin und Her das Milchglas erst zum Teil geleert in den Händen haltend, stellte das Glas jetzt flugs zur Seite auf einen Pfosten des Gartenzaunes, legte ein Geldstück dazu und nahm seinen Weg rasch die Höhe hinauf, nach dem Walde zu . . .

Dem lahmen Beine zum Trotz war er bald zwischen den Tannen verschwunden. —

Jan Vermeer.

Von L. vom Vogelsberg.

Die Steppe brannte, als Jan Vermeer so über sie hinritt. Der Regen stand noch in weiter Ferne, und das Gras war so dürr und verbrannt, daß es knisterte unter den Hufen. Dort drüben in Haus Vermeer freilich, da war noch guter Grund, da mußte noch alles frisch und grün liegen. Und Jan dachte wieder an Mutter und Schwestern und an die toten Brüder, und die Angst schlug ihm ins Herz.

Nun schossen sie sich seit Wochen mit den Tommies herum. Und wenn Jan Vermeer hinter den Steinen lag, die Büchse im Anschlag, dann kroch die Angst wieder an ihm hinauf. Mit jeder Patrone, die er verschöß und die ihren Mann da unten traf, wuchs der Grimm in ihm. Er ließ auch nicht von ihm, wenn der Kommandant die Leute um sich versammelte zum Gebet, so sehr Jan sich auch gottlos und der ewigen Seligkeit untheilhaftig schalt. Noch mehr, die salbadernden Gebete dauerten ihm jeweils zu lang, und er sehnte sich an seinen Platz hinter dem Stein, von dem aus er die Feinde abschöß wie die Springböcke.

Dann kam die Nacht von Magersfontein.

Es war ein Grausen, so hineinzuschließen in das Dunkel, ohne Ziel, nur in der Hoffnung, Menschen zu treffen da unten, Feinde . . .

Und sie hatten gesiegt; der Kommandant

sagte so und deutete auf den Haufen von Toten, auf die Gordon-Hochländer, die, Soldaten und Offiziere, wüst durcheinanderlagen.

Da war auch über Jan Vermeer das Grausen gekommen, die Angst vor dem Blut und dem Krieg. Und in ihm keimte etwas Seltsames auf, trotz des toten Vaters und der erschossenen Brüder. Der Knall, der jeweils einen Menschen in die Ewigkeit begleitete, fing an, ihn zu erschrecken, anstatt ihn abzustumpfen. Dabei packte ihn die Sehnsucht nach der Heimat; dort war's noch still, dorthin würde der Krieg wohl nie kommen.

Er hatte Kerben geschnitten in den Kolben seiner Büchse, für jeden Treffer eine. Nun sah er am Boden und zählte die kleinen Einschnitte . . . vierunddreißig . . .

Ruhig hing er die Büchse über die Schulter, ging zum Kommandanten und bat um Urlaub. Und als der Einwendungen machen wollte, zeigte ihm Jan Vermeer die Kerben im Kolben. Diesem Beweismittel einer gewissenhaft erfüllten Pflicht konnte der Kommandant weiter nichts entgegenstellen.

So ritt Jan Vermeer in der Nacht auf „Verloof“.

Je weiter er sich vom Lager entfernte, um so mehr kam eine stille, große Freude in sein schwer zu bewegendes Gemüth. Da würden Mutter Vermeer und Mariëken Augen machen, wenn er ihnen die Kerben zeigte. Vierunddreißig . . .

Bei dem stillen Dahintraben entging es Jan doch nicht, daß der Weg, den er verfolgte, in den letzten Tagen begangen sein mußte. Doch er machte sich keine Gedanken darüber. Das war wohl Prinsloe gewesen oder Delarey, der Unfaßbare. Und er lächelte bei dem Gedanken an die Schnippchen, die sein Volk dem mächtigen Gegner schlug.

Nun hatte er noch eine gute Stunde zu reiten. Da bäumte sein Tier plötzlich hoch auf, daß er beinahe aus dem Sattel geflogen wäre. Und während ihm Jan beruhigend den Hals klopfte, sah er mit jähem Schrecken zu seinen Füßen den Körper eines toten Engländers liegen. Wie in einer plötzlichen Gedankenverbindung hob der einsame Reiter den Kopf — und peitschte mit wilden Hieben den Gaul vorwärts. Dort hinten am Horizont stieg Rauch auf, dick und braun. Dort lag Haus Vermeer . . .

Dann war Jan Vermeer bei seinem Heim. Von den Seinen fand er niemand. Vielleicht, daß er sie wieder sah, wenn der Krieg zu Ende war. Groß und starr hingen seine Augen an den schwelenden Balken, an den zerstampften Feldern. Ein heißes Würgen wollte ihm in die Kehle, doch er bezwang sich und blieb still.

Mit trockenen Augen ging er um die Trümmer. Da mußte die Stube gewesen sein, in der er